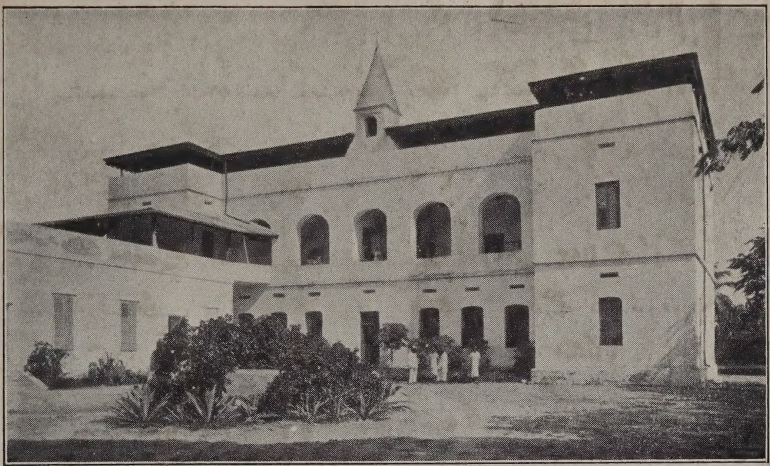
Weichert, G. von L.
119



Die Berliner Missionsstation Daressalam.

Zehn Jahre Berliner Missionsarbeit in Daressalam.

Geschildert von Ludwig Weichert.

Preis 40 Pfg.

LIBRARY

Bei der immer mehr wachsenden Ausdehnung unseres Missionswerkes in Südafrika, Südchina, Deutsch-Ostafrika und Kiautschu sind wir für

Gaben
zur Unterstützung desselben

sehr dankbar.

Werden solche Gaben direkt an uns eingesandt, so bitten wir, sich folgender Adresse zu bedienen:

An die

Berliner Missionsgesellschaft

zu

Berlin NO. 43

Georgenkirchstraße 70.

Zehn Jahre Berliner Missionsarbeit in Daressalam.

Geschildert von

Ludwig Weichert

MISSIONARY RESEARCH LIBRARY NEW YORK

Berlin 1913

Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft

NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Zehn Jahre Berliner Missionsarbeit in Daressalam.

Am 1. Juli 1903 hat die Berliner Missionsgesellschaft durch Vertrag mit der Bielefelder Missionsgesellschaft die Arbeit in Usaramo übernommen. 10 Jahre sind seitdem verflossen. Da ist es wohl an der Zeit, Rückschau zu halten über die Entwicklung unserer Arbeit dort. Es wird sich dabei eine Darstellung der Missionstätigkeit an der ostafrikanischen Küste ergeben, die in interessantem Gegensatze steht zu der später zu schildernden Arbeit im Inlande. Bei dem Rückblick soll hauptsächlich das Zentrum der afrikanischen Küstenmission, Daressalam, ins Auge gefaßt werden.

Die Stadt Daressalam.

Daressalam: „Stätte des Friedens“. Kaum kann ein Missionsplatz einen passenderen Namen haben. Und doch, noch liegt eine schmerzliche Ironie in diesem Worte für jeden, der die Lage der Missionsarbeit dort kennt. Aber davon später. Daressalam ist eine neue Stadt. Während andere Orte der afrikanischen Küste durch die Handelsunternehmungen der Araber schon seit Jahrhunderten zu blühenden Städten geworden waren, blieb der beste und schönste Hafen der ganzen Küste, der wie kein anderer Schutz bot gegen die gefährlichen Stürme des Ozeans, blieb der Friedenshafen verhältnismäßig lange Zeit unbenutzt liegen. Nur die Fischerhütten eines kleinen Negerdorfes umsäumten seine Gestade. Said Madjid von Sansibar aber hatte die Wichtigkeit des leicht zu verteidigenden Hafens erkannt und den Plan gefaßt, seine Residenz von Sansibar nach Daressalam zu verlegen. Er ließ zunächst

den Bau eines prächtigen Palastes im Süden der heutigen Stadt in Angriff nehmen. Aber er starb vor der Vollendung des Baues, und sein Bruder Said Bargasch unterließ die Fortführung des Planes in abergläubischer Scheu. Nur Ruinen geben der Gegenwart Kunde von dem kurzen Traum zukünftiger Herrlichkeit, den Daressalam einst träumte.

Zu einer wichtigen Stadt ist Daressalam erst durch die deutsche Besitzergreifung geworden. Durch Vertrag mit dem Sultan vom 1. November 1886 wurde Daressalam einer der fünf Hafenorte, deren Verwaltung und Zölle der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übertragen wurden. Als Sitz deutscher Behörden gewann Daressalam sofort an Bedeutung. Doch die eben aufblühende Stadt wurde in dem furchtbaren Araberaufstande unter Buschiri, im Winter 1888/89, fast gänzlich in Trümmer geschossen. Als Wißmanns Energie wieder Ruhe und Sicherheit hergestellt hatte, zählte Daressalam nicht mehr als 350 Einwohner. Nun aber erhob von Soden, der erste Gouverneur Deutsch-Ostafrikas, 1891 Daressalam zur Hauptstadt der Kolonie. Damit war die dauernde Zukunft des Ortes gesichert. Seitdem ist Daressalam zu einer Stadt angewachsen, die wohl mehr als 20000 Einwohner zählen mag.

Daressalam gewährt mit seinen grünen Ufern, seinen malerischen Palmen, unter denen die stattlichen, weißleuchtenden Europäerbauten sich von dem tiefblauen Äquatorhimmel prächtig abheben, einen wunderschönen Anblick. Dem Reisenden, der die Straßen der kolonialen Hauptstadt durchwandert, treten überall sofort Zeichen der neuen Zeit entgegen. Die Gebäude der deutschen Regierungsbeamten, die Offizierskasinos und die Kasernen, die Hotels und die stattliche Post, die evangelische und die katholische Kirche, alle sind Zeugen dafür, daß Europa siegreich in Afrika eindringt. Aber in den Straßen der Eingeborenenstadt spielt sich doch auch in Daressalam echt orientalisch-afrikanisches Leben ab (dessen bunte Farben von kundiger Hand schon oft genug dargestellt sind). Die wenigen Europäer (ca. 800), die in Daressalam ansässig sind, und die meisten Reisenden verschwinden fast in dem Gewimmel von Arabern, Indern und Negern, das dort die Straßen durchflutet.

Echt afrikanisch aber mutet den Besucher das Leben im Negerviertel an, in dem die Neger — — die noch die Majorität der Bevölkerung bilden — — ganz nach der Väter Weise ihre schlichten Hütten bauen. Freilich sind dieselben nicht rund, wie in Südafrika, sondern viereckig. Das ist ein Beweis für den Einfluß arabisch-indischer Kultur auf die Erbauer. „Suaheli" werden mit einem Sammelnamen alle Küstenneger genannt. Doch die wenigsten gehören zu den alteingesessenen Familien der eigentlichen Suaheli. Die allermeisten gehören den verschiedensten Stämmen aus dem Innern an. Sie sind in Daressalam zusammengeströmt aus denselben Motiven, aus denen in unserm Vaterlande die Landbevölkerung sich mehr und mehr nach den Großstädten zieht.

Diese Negerbevölkerung ist in erster Linie das Objekt der Missionsarbeit in Daressalam.

Die Arbeit der Bielefelder Missionsgesellschaft.*)

Auf einer Halbinsel an der Hafeneinfahrt zieht ein schmuckes Anwesen mit stattlichen Gebäuden und lieblichen Kokospalmenpflanzungen die Augen auf sich. Das ist das Heim der evangelischen Mission, das unsere Gesellschaft vor nunmehr 10 Jahren übernommen hat. Es war ein glücklicher Griff, den Missionar Greiner im Jahre 1887 getan hat, als er bald nach seiner Ankunft in Daressalam diesen 25 Morgen großen Platz für seine Gesellschaft erwarb, nicht mitten im hastenden und lärmenden Getümmel der Stadt, und doch nahe genug, um mit all ihren Teilen in bequemer Fühlung zu bleiben, durch schattige Mangobäume und Palmen gegen die Glut der afrikanischen Sonne geschützt und zugleich durch die erfrischende Nähe der See den Angriffen des tückischen Fiebers nicht allzusehr ausgesetzt**). Neben den eigentlichen Stations-

*) Vergl. Gründler, die Übernahme der Missionsarbeit im deutschen Schutzgebiet Usaramo durch Berlin I. Berl. Miss. Berichte. November 1903. Seite 665.

**) Wenn trotzdem bei der Malariabekämpfung die Missionsstation als Fieberherd berüchtigt war, lag das an den in der Nähe liegenden Eingebornenansiedlungen, die keine Schutzvorrichtungen gegen die Moskito hatten.

gebäuden stehen noch einige Häuser für Eingeborene. Mit großer Treue und unermüdlichem Fleiß hat Greiner die Station eingerichtet und ausgebaut. Zweimal hat er anfangen müssen. Als der erste Aufbau beinahe fertig war, ging im Kampf mit Buschiri das ganze Anwesen in Flammen auf. Greiner entging selbst nur wie durch ein Wunder dem Kreuzfeuer der Araber und der deutschen Kriegsschiffe. Nach der Wiederherstellung der Ruhe ging Greiner aufs Neue ans Werk, und was er weiter getan hat, genießen wir jetzt. Er hat den Grund zu vielem gelegt, was seine Nachfolger fortsetzten.

Nicht so erfreulich, wie der äußere Aufbau der Station, hat sich in dieser Anfangszeit der geistliche Aufbau der Missionsgemeinde entwickelt. Das hat verschiedene Gründe: Zunächst war die Bielefelder Missionsgesellschaft zu sehr mit Nebendingen belastet, die mit der eigentlichen Missionsarbeit nur in losem Zusammenhange standen, die Leitung eines Krankenhauses, die Verwaltung der deutschen evangelischen Gemeinde nahmen neben dem äußeren Aufbau der Station viele Jahre alle Kräfte in Anspruch. 1896 löste ein staatliches, von der Regierung erbautes Hospital das Missionshospital ab, 1898 stellte der Oberkirchenrat einen eigenen Pfarrer für die deutsche evangelische Gemeinde an. Aber auch diese Entlastung half der eigentlichen Missionsarbeit nicht zum Aufblühen. Am Schluß des Jahres 1902 konnten nur 7 eingeborene Christen gezählt werden. Der Grund dafür ist zu suchen einerseits in den beispiellos schwierigen Verhältnissen, unter denen die Mission in Daressalam bis auf den heutigen Tag zu arbeiten hat, andererseits in dem völligen Mangel der Kräfte, unter dem die Bielefelder Gesellschaft litt. Die Gesellschaft war in den letzten Jahren ihrer Daressalamer Tätigkeit nicht mehr imstande, die Station in ausreichender Weise zu besetzen. Dazu zwang das Klima zu häufigem Wechsel des europäischen Personals. Zeitweise war überhaupt kein Missionar auf der Station. Nach bitterm Ringen mußte schließlich die Gesellschaft bekennen: „Wir können dies Gebiet nicht mehr halten, Usaramo übersteigt unsere Kräfte“.

Die Uebergabe der Arbeit an die Berliner Missionsgesellschaft.

Da begannen die Verhandlungen mit unserer Gesellschaft. Dreiviertel Jahre ist beraten worden. Das Komitee unserer Gesellschaft hat den schwerwiegenden Entschluß der Übernahme von Usaramo nicht ohne Mitwirkung der Missionsgemeinde gefaßt. Eine Generalversammlung der gewählten Vertreter der Hilfsvereine hieß nahezu einstimmig die Übernahme von Usaramo gut. Wenn auch die Erfahrungen der Bielefelder wenig verlockend waren, in Daressalam mußte die Frohbotschaft von der köstlichen Perle mit Nachdruck und Eifer weiter verkündigt werden. Daressalam ist Sitz der Regierung. Unsere Arbeit ist nicht von ihrer Gunst oder Ungunst abhängig, sie lebt von der Gnade unseres Heilandes Jesu Christi. Aber es ist eine Erleichterung der Missionsarbeit in der ganzen Kolonie, wenn sie das Wohlwollen der kolonialen Behörden genießt. Und das hängt zum großen Teil ab von dem Betrieb derjenigen Gesellschaft, die in Daressalam unter den Augen des Gouverneurs ihre Arbeit verrichtet. Und dann: Unter den Negern, die aus dem Binnenlande nach Daressalam kommen, befinden sich, von Jahr zu Jahr in steigender Zahl, Christen. Ihnen in der versuchungsreichen Großstadt während ihres längeren oder kürzeren Aufenthaltes dort einen sittlichen Halt zu gewähren, das ist eine hohe Aufgabe der Mission in Daressalam. Dazu kommt selbstverständlich das Auswerfen der Netze, um noch unberührt gebliebene Seelen für den Heiland zu gewinnen. Auch da ist die Missionsarbeit in Daressalam von unschätzbarer Bedeutung. Wenn es gelingt, einen zugezogenen Heiden für Jesum zu gewinnen, wenn er die Gnade voll erfaßt und ein lebendiger, treuer Glaube ihn beseelt, dann wirkt er nach seiner Rückkehr in die Heimat unter seinen heidnischen Stammesgenossen erfahrungsgemäß als ein Licht, das von dem Heil aller Welt zeugt. Unsere Gesellschaft erkannte Gottes Ruf in der Aufforderung, die Arbeit in Usaramo zu übernehmen und konnte nicht anders, als zu folgen. So begannen denn 1903 Berliner Missionare in Daressalam, Kisserawe und Maneromango ihre Wirksamkeit.

Schwerer Anfang.

Der jetzige Missionssuperintentent Klamroth, dem die Leitung der neuen Arbeit in Usaramo anvertraut worden war, schreibt in einem Stationsbericht von 1903 über Daressalam:

„Wie in ganz Usaramo, so hat auch in Daressalam die Missionsarbeit in diesem Jahre schwer darunter gelitten, daß Berlin III (jetzt Bielefelder Missions-Gesellschaft) das Gebiet nicht mehr regelrecht besetzt halten konnte, während Berlin I nicht gleich von vornherein kräftig einsetzen konnte, da auf seinen alten Arbeitsfeldern Krankheit und Tod schwer auszufüllende Lücken in die Reihen seiner Arbeiter rissen. Zudem war Diakon Foesch (der Daressalam vorläufig noch verwaltete) leidend, ich selbst mußte mehrmals nach Kisserawe und Maneromango und endlich sogar auf kurze Zeit ins Hospital. Nimmt man hinzu, daß ich außerdem aus sprachlichen Gründen für die eigentliche Missionsarbeit zunächst ganz ausfiel, da ich mich ja erst in das Kisuaheli (die Sprache im Küstengebiet) einarbeiten mußte, so werden ganz von selbst alle etwaigen Illusionen schwinden, als liege eine Zeit frischen, fröhlichen Schaffens hinter uns. Im Gegenteil, der trüben Stunden waren es sehr viele, und was die Missionsarbeit angeht, so liegen wir gerade so fest, wie die Flußdampfer in diesem Jahre auf dem Schire. Und die Regenzeit, die die Flüsse wieder füllt, sodaß die Dampfer wieder stromauf und -ab fahren können, scheint uns manchmal noch recht fern zu liegen. — — — — — Der Besuch der Gottesdienste war schwach. Katechumenen (Heilsbegierige, die die Taufe verlangen und darauf vorbereitet werden) sind nicht vorhanden, Heiden kommen gar nicht. — — — — Gott gebe uns die rechte Liebe, daß wir es in dieser Zeit recht lernen, den Verlorenen nachzugehen und nicht müde zu werden, um die einzelnen Seelen zu ringen. Dann wird es den Gemeinden auch zum Segen gereichen, wenn wir den vollen christlichen Ernst der Sünde gegenüber zur Geltung bringen müssen. — — — ER wolle uns stärken, daß wir hier nicht verzagen, wenn die Nöte uns treffen, uns schier zu groß

und zu schwer erscheinen wollen. Ist's doch Seine Ehre, gerade dann alles herrlich hinauszuführen, wenn wir Menschen mit unserer Kraft und Weisheit am Ende sind und machtlos dastehen."

Klamroths Jahresbericht von 1904 klingt in derselben Tonart. Es heißt da u. a.: „Das Bild, das die Gemeinde im

Evangelische Kirche der deutschen Gemeinde in Daressalam.

allgemeinen bietet, ist kein erfreuliches. Es kamen wiederholt sehr betrübende Dinge vor. Die Versuchungen, die das Stadtleben bietet, sind für unsere wenig gefestigten Christen sehr gefährlich. — — — Gegen Ende des Berichtsjahres wurde ein Sparverein gegründet, um den Christen das leichtsinnige

Schuldenmachen abzugewöhnen und sie wirtschaftlich selbständiger zu machen". Etwas frischer klingt die Mitteilung: „Auf dem Ngambo*) sind seit 1904 die Plantagenarbeiten energisch in Angriff genommen worden".

Zu den betrübenden Feststellungen Klamroths passen die Worte des Missionars Kupfernagel, der seit 1905 (Klamroth hatte seinen Europaurlaub angetreten) die Station verwaltete: „Die Gemeindeverhältnisse hier sind allerdings traurig, da die Ausgeschlossenen aus Gemeinden des Binnenlandes in Daressalam meist Zuflucht und Versteck vor ihrem Feinde suchen. Sie gehören wohl dem Namen nach zur Gemeinde, haben aber keinerlei Rechte, meiden meist die Gottesdienste und machen uns keine Ehre. Bis jetzt haben wir keine Spur von Heilsverlangen oder von Sehnsucht nach einem neuen Leben bei ihnen entdeckt. Als meine Hauptaufgabe sehe ich es an, den Abgefallenen nachzugehen. Das kostet manchen vergeblichen Tritt in der Sonnenhitze, da sie meist im eigenen Hause nicht angetroffen werden. Im Büro, wo sie arbeiten, oder bei der Herrschaft, bei der sie im Dienst stehen, ist der Missionar nicht gern gesehen."

Ein schwacher Lichtblick fällt in ein anderes Tagebuch desselben Missionars (II. Vierteljahr 1905): „Eine neue Aussicht auf Arbeit hat sich eröffnet. Die Regierung siedelt eine Anzahl Waßukuma auf dem Ngambo an. Ein Teil wohnt auf dem Missionsgrundstück." Ich werde gerade auf die Missionierung dieser Leute noch zurückkommen.

Wahrlich, ein schwerer Anfang für unsere Missionsarbeit an der ostafrikanischen Küste. Und um das Maß voll zu machen, kam noch

der Aufstand von 1905/06

hinzu. —

Lange vor Ausbruch des Aufstandes war die Eingeborenenbevölkerung in der ganzen Kolonie von mohammedanischen Hetzern aufgestachelt worden, sich aufzulehnen gegen die deutsche Herrschaft. Es spielen bei der Vorbereitung des Aufruhrs allerlei islamische

*) Halbinsel, gegenüber dem Binnenhafen von Daressalam, auf dem die Gesellschaft ausgedehnte Grundstücke besitzt. Es sind daselbst Palmenplantagen angelegt.

und heidnische Vorstellungen mit, auf die ich hier nicht eingehen kann. Von den Europäern ahnte niemand etwas von dem Gären der Volksseele. Da fiel das Sturmzeichen im Inlande, in der Nähe Kilwas. Und nun brachen die Rebellen los.*)

Der Gouverneur Graf von Götzen erkannte bald, daß es sich um einen wohlorganisierten Kampf der Eingeborenen gegen die Fremdherrschaft handelte. Er bat um Unterstützung aus Deutschland.

In der zweiten Hälfte des August mehrten sich die Hiobsbotschaften in Besorgnis erregender Weise. Sogar aus Usaramo,

Christliche Wasaramo.

dem nächsten Hinterland von Daressalam, kam die Nachricht, daß die Bevölkerung unruhig werde. Am Rufidjifluß brannten die Aufständischen ein Dorf nach dem andern nieder und drohten, über den Fluß zu setzen und damit den Aufruhr auch in die nördlichen Küstenbezirke zu tragen.

Da kehrte auch schwere Sorge ein auf den Stationen unserer Missionen, die in ihrem Stationsbezirk deutlich spürten, wie die

*) Vgl. von Götzen, Deutsch-Ostafrika im Aufstande 1905/06. Berlin 1909. Dietrich Reimer.

Unruhe die Wasaramo ergriff. Besonders Missionar Krelle in Maneromango hatte schweren Stand. In so wirrenreicher Zeit*) stand der junge, noch nicht ordinierte Missionar allein auf diesem vorgeschobenen Posten, etwa achtzig Kilometer von Daressalam. Schon seit Wochen schwirrten allerlei unkontrollierbare Gerüchte über bevorstehendes Unheil durch das Land. Die Welt solle bald untergehen, hieß es. Eine gewaltige Sturmflut werde das Land überschwemmen und alle Europäer vertilgen. So

Dorfstraße in Maneromango.

habe Koleo (der Schlangengott), der sich am Rufidji gezeigt habe, verkündet. Wer dem drohenden Verderben entgehen wolle, müsse zum Häuptling Kibaßira nach Kißangire gehen. Der sei berufen, das Reich Koleos auf Erden aufzurichten. An diesen Häuptling, nicht mehr an die Regierung, sollten fortan die Steuern gezahlt werden. Zuvor aber müsse alles Vieh, das wegen seiner Farbe Koleo verhaßt sei, vertilgt werden. Infolge dessen fing rings im

*) Vgl. F. Büttner, Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Folgen. Preis 15 Pf. Verlag der Buchhandlung der Berliner evang. Missions-Gesellschaft.

Lande ein großes Schmausen an; denn die Neger wollten von ihrem weißen und roten Vieh, das vertilgt werden sollte, doch etwas haben.

Der Akide (Amtsvorsteher) von Maneromango hatte pflichtschuldig einige Leute, die ihre Abgaben nicht an die Regierung, sondern an Kibaßira entrichtet hatten, gefangen setzen lassen. Die aufgehetzte Volksmenge hatte sie jedoch wieder befreit. Auf Krelles Rat erbat jetzt der Akide Hilfe aus Daressalam. Durch einen farbigen Christen ward Krelle mitgeteilt, daß die Heiden einen nächtlichen Überfall Maneromangos planten. Um nicht durch Räumung der Station Missionseigentum den Rebellen preiszugeben und durch voreilige Flucht ihren Übermut zu mehren, entschloß sich Krelle in der Hoffnung auf nahende Hilfe, die Station so lange als möglich zu halten. Seine Christen sammelten sich um ihn zur Verteidigung des Missionshauses, das besseren Schutz gewährte als die Hütten der Farbigen. Hier zeigt sich zuerst, was sich während des ganzen Aufstandes beobachten läßt: Die farbigen Christen standen auch unter den allerschwierigsten Verhältnissen wie ein Mann zu ihren Missionaren und zur Regierung. Nicht ein einziger von den Getauften oder Taufschülern der Berliner Mission hat mit den Feinden gemeinsame Sache gemacht. Ja, auch die große Menge derer, die, ohne Christen oder auch nur Taufbewerber zu sein, doch seit einiger Zeit unter den Schall des Evangeliums gekommen waren, hat Treue gehalten. Nur in Bena- und Pangwaland ist es vorgekommen, daß Farbige, die je und dann eine Missionsstation besucht hatten, auf Befehl ihrer Häuptlinge sich den Aufständischen angeschlossen haben. Der Christenglaube hat sich als stärker erwiesen als die Familien- und Volksbande. Ein besserer Beweis für erfolgreiche Missionsarbeit kann gar nicht erbracht werden.

Es war nur ein kleines Häuflein von 22 Christen, das sich um Missionar Krelle in Maneromango sammelte. Obwohl ihnen nicht mehr als 15 Gewehre zur Verfügung standen, waren sie fest entschlossen, sich gegen die Empörer zu verteidigen bis auf

den letzten Mann. Glücklicherweise kam es nicht zum Kampf. In bangen Sorgen verbrachte die kleine Gemeinde die Nacht unter den Waffen. „Wir waren," schreibt der eingeborene Christ Wilhelm von Maneromango in seiner „Geschichte von Kibaßira und seinem Kriege", „wie Soldaten, standen abwechselnd Wache bis zum Morgen, gingen dann nach unserer Sitte in die Kirche. Als wir die Andacht beendet hatten, herausgingen und uns umsahen, erblickten wir Bwana (Herrn) Knieß mit den Christen aus Kisserawe." Der hatte sich mit 25 Gemeindegliedern auf die Kunde von der Gefahr sofort aufgemacht, den bedrohten Brüdern in Maneromango Hilfe zu bringen. Nicht einen Augenblick hatten die gerade zum Unterricht in der Kapelle versammelten Christen in Kisserawe gezaudert. Wohl schwirrten auch dort schon allerlei beängstigende Gerüchte. Aber die Sorge um die bedrohten Glaubensgenossen ließ die Sorge um die eigene Gefahr gar nicht aufkommen. Nach zehnstündigem Eilmarsch trafen die Helfer ein und brachten die Kunde, daß ein Askaritrupp zur Hilfe herbeieile. Die Behörde war sich über die Sachlage nicht klar. Sie wollte sich keiner Versäumnis schuldig machen. Deshalb hatte sie auf die Kunde, die der Jumbe von Maneromango auf Krelles Weisung gebracht hatte, der bedrohten Station Soldaten zur Hilfe geschickt. Andrerseits aber wollte man auch nicht durch vorzeitiges Eingreifen der Truppen unnötig Schrecken und Erbitterung erregen. Darum ward der Dolmetscher Osmani, der alles für blinden Lärm erklärt und sich vermessen hatte, die ganze Sache in Frieden beizulegen, der bewaffneten Macht vorausgesandt. Es gelang ihm tatsächlich, einige Jumben, welche durch die Kunde vom Nahen der Askari eingeschüchtert waren, zur freiwilligen Stellung in Maneromango zu bewegen. Dadurch vollends in seiner Überzeugung bestärkt, machte sich Osmani auf den Weg zu Kibaßira, um durch Verhandlungen mit dem besonders Verdächtigten jedes Mißtrauen zu beseitigen. Nach ein paar Stunden kehrte er blutüberströmt zurück, ein todwunder Mann. Er hatte sein Ziel gar nicht erreicht. Unterwegs war er auf die Scharen der Rebellen gestoßen. Die hatten den Friedensboten höhnisch zurückgewiesen und auf ihn, den Feind ihrer Sache, geschossen. Zwei Gegner, die auf ihn eindrangen, hatte

Osmani tödlich getroffen, war aber selbst von einer nachgesandten Kugel schwer verwundet worden. Ein paar Stunden darauf war er tot.

Jetzt war auch hier an dem furchtbaren Ernst der Sache nicht mehr zu zweifeln. Nur schnelles tatkräftiges Eingreifen der Regierung konnte jetzt den allgemeinen Ausbruch der Empörung im Hinterlande der Hauptstadt hindern. Deshalb brannten die Askari sofort die feindlichen Dörfer, deren Bewohner sich natür-

Christengemeinde in Gogo.

lich geflüchtet hatten, nieder. Mit eingetroffener Verstärkung rückte Hauptmann Fonk gegen Kißangire, den Mittelpunkt der Empörung in dieser Gegend, vor. Im Vertrauen auf ihre Übermacht — es befanden sich gegen 1500 Gewehre in den Händen der Eingeborenen dieses Bezirks — wie auf den Schutz Koleos und seiner Zaubermedizin stellten sich die Rebellen wirklich zum Kampf, in dem sie eine vernichtende Niederlage erlitten. Damit war in Usaramo die Kraft des Widerstandes gebrochen.

Willig nahmen viele Eingeborene, die sich in den Busch geflüchtet hatten, die Vermittlung der Missionare an und stellten sich auf den Missionsstationen, um dem Befehl der Regierung gemäß ihre Waffen abzuliefern. Andere freilich, deren schwere Verschuldung sie harte Strafe fürchten ließ, machten noch geraume Zeit das Land unsicher. Ja, im Oktober drangen sie sogar noch einmal bis zur Küste vor und äscherten den Flecken Kissidju, südlich von Daressalam, ein. Aber den durch Kriegsfreiwillige und Seesoldaten verstärkten Truppen gelang es bald, die Feinde zu zersprengen. Doch erst im März 1906 war es möglich, den

Askari.

gefährlichen Kibaßira zu fassen; er wurde zum Tode durch den Strang verurteilt. Vergeblich hat Missionar Kupfernagel ihn im Gefängnis zur Buße gemahnt. „Wenn Gott es haben will, daß ich durch den Strang sterbe, so ist es gut", gab er mit dem stumpfen Gleichmut des Mohammedaners zur Antwort.

Die stark übertriebenen Gerüchte von den Unruhen in Usaramo hatten große Aufregung unter den Einwohnern Daressalams hervorgerufen. Gerüchte vom stündlich erwarteten Anrücken der Rebellen und von ihrem Einverständnis mit der

Stadtbevölkerung gingen von Mund zu Mund. Gartenjungen, die auf Parkwegen schlichen, weil sie Kokosnüsse gestohlen hatten, wurden für gedungene Sendboten der Aufständigen gehalten. Frauen wagten sich gar nicht mehr auf die Straße. Da Daressalam tatsächlich ohne bewaffnete Macht war, bildete Graf von Götzen eine Bürgerwehr. Über 200 Männer aller Berufsstände erklärten ihren Beitritt zu derselben. So legte sich die Aufregung in Daressalam.

Im Inlande dehnte sich der Aufstand immer weiter aus, auch die Stationen unserer Mission wurden arg gefährdet, Milow wurde verbrannt, Missionar Neuberg wurde ausgeplündert und entrann wie durch ein Wunder dem Tode.*)

War Daressalam zwar nicht direkt vom Aufstande in Mitleidenschaft gezogen worden, so hatte doch die allgemeine Aufregung hemmend auf die Missionsarbeit gewirkt. Auch in der Station war Unruhe eingekehrt. Eines Tages war der Gouverneur auf die Station gekommen und hatte gebeten, am nächsten Tage die zu erwartenden Flüchtlinge der englischen Universitäten-Mission aus dem Süden des Schutzgebietes von Bord des „Kaiser Wilhelm“ abzuholen und aufzunehmen. Schwester Kupfernagel fand ihre Gäste, drei Damen und vier Herren, in ergreifendem Zustande. Sie hatten am 27. August früh die erste Nachricht über beginnende unbedeutende Unruhen erhalten mit der Aufforderung, in Lindi sich Gewehre und Pulver zu holen. Schon in derselben Nacht wurden sie geweckt: „Die Feinde sind fünf Stunden von hier und eilen in großer Stärke auf uns zu.“ Der alte Herr Archidiakonus lag im Fieber, mit Mühe und Not konnten sie ihn mitschleppen. Die eine Dame in Strümpfen, eine andere mit aufgeschnittenen Schuhen, ein 70jähriger Herr in Nachtkleidung und einer fieberkrank, eilten sie 120 englische Meilen weit zur Küste, innerhalb 24 Stunden sich kaum 4 Stunden Rast gönnend, immer vorwärts, immer vorwärts! An der ersten Raststätte erhielten sie die Nachricht,

---

*) Vgl. Lic. Axenfeld, Einst und jetzt in Milow, 20 Pfg. Büttner, Milow im Lande der Pangwa, 30 Pfg. Büttner, Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Folgen, 15 Pfg. Sämtlich im Verlag der Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft.

daß hinter ihnen ihre Station und alle ihre Habe verbrannt sei. Schwester Kupfernagel freute sich herzlich, den armen Vertriebenen dienen und helfen zu können und drehte gern im Haus das Unterste zu oberst, um jedem ein behagliches Plätzchen zu schaffen.

* * *

Der Aufstand lenkt unsern Blick auf ein großes

Hindernis für die Missionsarbeit,

die islamische Gefahr!

Die von den Wellen des indischen Ozeans bespülte Küste Ostafrikas*) ist mohammedanisch seit jenen Tagen, in denen der Fanatismus der Nachfolger Mohammeds sich anschickte, die Welt mit Feuer und Schwert für den Propheten von Mekka zu erobern.

Als die Portugiesen die Ostküste Afrikas betraten, fanden sie Zustände vor, die sie mit Bewunderung erfüllten. Inmitten der barbarischen Verhältnisse, wie sie sie von der Westküste Afrikas her kannten, fanden sie Städte, deren Anlage und Aussehen denen Portugals nicht nachstanden. Es herrschte lebhafter Handelsverkehr bis nach Persien und Indien. Portugiesische Geschichtsschreiber jener Zeit (16. Jahrhundert) rühmen die schönen Gärten, die hohen Türme, die Häfen voll Schiffe, die arbeitsamen Bewohner, deren Frauen seidene Kleider trugen und mit Gold und Juwelen geschmückt waren. Sie sprechen von den kühnen Reitern von Mombas, wo heutigentags kein Pferdekopf zu finden ist, und loben die Edelfrauen von Malindi, wo heute dichter Urwald steht. Dominikaner und Jesuiten begannen damals auf ihre Weise Missionsarbeit. Heute künden nur noch spärliche Spuren von jener Zeit. Aber der Islam beherrscht

---

*) Klamroth, Der Islam in Deutsch-Ostafrika. 1912. 50 Pfg.
C. Meinhof, Mission und Islam in Ostafrika. 1908. 20 Pfg.
Axenfeld, Die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika. 1912. 10 Pfg.
Axenfeld, Küste und Inland. 1912. 30 Pfg.
Schultze, Soll Deutsch-Ostafrika christlich oder mohammedanisch werden? 1913. 50 Pfg.

Sämtlich im Verlag der Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft.

immer noch die ganze Küste. Alles, was Suaheli heißt und Kisuaheli spricht, trägt die Malzeichen der Zugehörigkeit zur Religion Mohammeds an seinem Leibe und zeigt seinen Stolz darin, diese Zugehörigkeit auch äußerlich durch Tragen von Koransprüchen, Übung der rituellen Waschungen, Besuch der Moscheen usw. usw. zur Schau zu tragen. Das ist verbunden mit einer maßlosen Verachtung aller „Ungläubigen“.

Kirche in Kisserawe.

Es ist aber überaus schwer zu sagen, wo der Begriff „Mohammedaner“ eigentlich anfange. Der schwarze Sohn der Wildnis, der dem reisenden Araber seine Waschungen und Gebetsverbeugungen unverstanden nachäfft, gilt in Ostafrika ebensowohl als Mohammedaner wie der fanatische Anhänger des Propheten. „Das, was man in Ostafrika Islam nennt“, behauptet Klamroth, „ist eine Verquickung von animistischem Heidentum mit arabischem Volksaberglauben und mohammedanisch-religiösen Zutaten. Ein

Islam, wie man ihn sich etwa auf Grund des Koran (der heiligen Schrift der Mohammedaner) zurechtlegen konnte, ist im ganzen Lande unbekannt.“

Die geistige und sittliche Höhenlage mancher Verkündiger des Islam in Ostafrika mag folgendes Geschichtchen beleuchten:

„Wadjinga ndio waliwao“ d. h.: „Die Dummen werden nicht alle“ (wörtlich: „Die Dummen sind, die aufgefressen werden“). — Zurzeit S. M. Sejjid Majid bin Said lebte auf der Insel Sansibar ein Mann von jener Sorte, die auf richtige Arbeit keinen Wert legten. So zog er es vor, den großen Leuten nachzugehen, und im Umgang mit ihnen fühlte er sich wohl. Seine Arbeit bestand früher im Lasttragen ins Innere, im Anbau der Feldfrüchte und deren Verkauf. Und diese Arbeit behagte ihm nicht. Schließlich wurde er des Stadtlebens, da es ihn nicht vorwärtsbrachte, überdrüssig. Da suchte er sich einen schönen Kansu heraus und legte ihn an, wand sich einen weißen Turban ums Haupt, steckte einen Koran unter den Arm und schlug den Weg nach den Plantagen hin ein, um dort mit seiner Sache zu hausieren. Als Beruf hatte er sich die Tätigkeit eines Mwalimu erwählt, d. h. er wollte die Leute im Beten unterrichten. Indes konnte er selbst auch nicht einen Buchstaben lesen. So wählte er den Weg zu den Wahadimu (Urbevölkerung im Innern der Insel), weil dort eben niemand des Lesens kundig war und der Islam noch keinen Eingang gefunden hatte. — So kam unser Mwalimu nach Ungudja-Ukuu (Groß-Sansibar, Wahadimu-Siedelung im Innern). Und als die Wahadimu den Fremdling bemerkten, kamen sie heran, und wie sie hörten, daß es ein Mwalimu sei, näherten sie sich mehr und mehr und empfingen ihn mit Ehren. Täglich mit Tagesanbruch klappte er seinen Koran auf und schaute hinein, das war seine ganze Arbeit; die Leute aber dachten, er lese. Und es geschah, daß sie ihm umsonst ein Haus und täglich Speise gaben. Schließlich sagte er: „Laßt uns eine Moschee bauen! Ich will euch beten lehren.“ Und die Wahadimu bauten eine Moschee. Als aber die Gebetsstunde kam, war kein Muezzin da, denn jene seine Gastfreunde verstanden nichts davon. So mußte er selbst den Gebetsruf erschallen lassen, und er stand auf und rief: „Allah akbar! Allah akbar! Wadjinga ndio

waliwao! (Die Dummen werden nicht alle.) Allah akbar!" Und dann füllte das Volk die Moschee. Aber jener Mwalimu konnte, wie gesagt, weder lesen, noch verstand er sich aufs Beten. Und als die Leute alle in der Moschee waren, konnte er sich nicht mehr vom Vorbeten drücken. So wandte er sich in der Richtung der Kibla, um zu beten, und murmelte: „hm, hm, hm, hm, hm, wadjinga ndio waliwao!" Und die Wahadimu

Mohrenkinder in selbstgefertigten Kleidern.

antworteten regelmäßig mit: „Amen!" So ging es fort mit Niederwerfen und Aufstehen, und wenn das Gebet zu Ende war, so ging man auseinander. Die Wahadimu aber lobten ihren Mwalimu nach allen Seiten für sein schönes Vorbeten. Dies hielt lange Zeit so an, und man bezahlte ihn gut. — Eines Tages nun hatte ein richtiger Mwalimu, der lesen und beten konnte, die Stadt verlassen und durchwanderte die jenseits gelegenen Pflanzungen. Er kam auch nach Ungudja=Ukuu und erfuhr, daß es da einen sehr gelehrten Mwalimu gebe, der in

der Moschee vorbete. Aber er suchte ihn nicht sogleich auf, sondern wartete bis zur Gebetsstunde. Als diese kam, vernahm er, wie der Muezzin zum Gebet rief, aber seine Worte deuchten ihm gar wunderlich: „Gott ist groß! Gott ist groß! Die Dummen werden nicht alle!“ Er sagte aber nichts, sondern ging in die Moschee mit den anderen Leuten, die sich nur so drängten. Und da, gerade vor ihnen, sah er den Mwalimu; es war ein Mann, den er von der Stadt aus gut kannte, und von dem ihm bekannt war, daß er nichts wußte. Nun drängte er sich weiter vor, hin und her, bis in die Nähe, da er ihn gut verstehen konnte. Auch der Vorbeter kannte den fremden Mwalimu sehr genau, und als er ihn nun sah, wußte er, daß an diesem Tage sein Schwindel offenbar würde. Und er änderte ein bißchen den Wortlaut des Gebets und betete: „Hm, hm, hm, hm Mwalimu, verrate mich nicht! Bekomme ich sechs, drei für mich, drei für dich!“ — „Amen!“ — Aber diese Worte verstanden nur jene zwei, denn die anderen waren zu weit weg. „Hm, hm, hm, hm, Mwalimu, verrate mich nicht! Bekomme ich acht, vier für mich, vier für dich!“ — „Amen!“ — Und auf diese Weise fuhr er fort zu beten bis zum Ende. Als man hinausging, lachten sich die beiden Mwalimu nur so ins Gesicht, und die anderen meinten, sie lachten über einen Witz, und doch lachten sie über die Gebetsworte in der Moschee. Auf diese Weise nährten sie sich von der Dummheit der Leute. Reich kehrten sie in die Stadt zurück.

Das entspricht durchaus dem, was unsere Missionare berichten: Jeder, der durch die Beschneidung aufgenommen ist und das „La ilaha illa' llahu; Muhamed errasulu 'llahi!“ (Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet) stammeln gelernt hat, gilt als ein „Bekenner“ des Islam und wird von den stolzen Küstenleuten als einer ihresgleichen betrachtet. Missionare haben solche Leute gefragt, wer Mohammed eigentlich sei. Sie haben nicht antworten können. Ja, selbst manche Küstenleute wußten es nicht.

Wenn ferner die mohammedanischen Lehrer lehren: „Wer Sadaka (das Wort ist gebräuchlich für Opfer und Almosen, besonders auch für die Gaben in die Hand des Lehrers) gibt, an

Mohammed als den Propheten Gottes glaubt und spricht „Laila hailala Mhammadi rabi lasulu lahi“, wird selig und seine Sünden sind vergeben“ — — dann ist das ein Zeichen dafür, wie der ostafrikanische Islam alles sittliche Ringen ausschaltet. Folgende drastische Belehrung über Sündenvergebung, die ein Mwalimu in Mbaraku in einer Predigt vorbrachte, mag diese Behauptung noch erhärten: „Wer eine Sünde begangen hat (Sünde natürlich im mohammedanischen Sinne), der soll etwa zwei Rupie in die Hand nehmen und beim Gebet dem Mwalimu in die Hand drücken. Derselbe muß auch gleich die Hand darum schließen und darf erst zu Hause nachsehen, wieviel es ist. Sieht er dann zu Hause nach, und es stimmt, dann ist die Sünde vergeben.“ Mit den islamischen Regeln, z. B. mit dem Fasten, wird es nicht genau genommen. Die Zahl derer, die ernstlich fasten, ist gering. Zudem wird in der Nacht allgemein überreichlich nachgeholt, was man sich am Tage versagen muß, und die Einnahmen der städtischen Markthallenpächter pflegen im Fastenmonat höher zu sein als in jedem anderen. Das Alkoholverbot ist der großen Masse als allgemein gültig gar nicht bekannt.

Aus dem allen folgt ein erschreckender sittlicher Tiefstand der ostafrikanischen Mohammedaner, den in unverblümten Worten auch ein Artikel der D.-O.-A.-Rundschau (1911 Nr. 54) feststellt: „Alle Kenner des Landes, die offenen Auges unsere Neger beobachten, sind darin einig, daß der Islam ungemein große Fortschritte gemacht hat. So hat vor einiger Zeit ein Beamter sich geäußert, daß in einem Bezirk monatlich etwa 25 Mann sich beschneiden lassen und damit äußerlich und oft auch innerlich zum Islam übertreten. Solche Resultate hat wohl kaum eine evangelische oder katholische Mission bei jenen Stämmen. Woher kommt das? Eine der Hauptursachen ist auch hier: Cherchez la femme! Jährlich werden hunderte, ja tausende von Arbeitern zum Bahnbau und auf Plantagen angeworben. Sie verlassen ihre Heimat auf 6 Monate oder länger, und zwar allein. Die Frau oder auch die Frauen und Kinder müssen zu Hause bleiben, um das Feld zu bewachen und um zu ernten, oder auch, weil das Mitnehmen nicht gestattet ist. Der Neger ohne Frau sucht

sich nun einen Ersatz, der in der Regel leicht gefunden ist, besonders wenn er Geld hat. Nun aber treten die öffentlichen Weiber und alle sogenannten Wasuaheli, wie sie sich nennen, die islamitisch sind, als Apostel des Islam auf. Sie weisen jeden ab, der nicht beschnitten ist, der nicht Islam ist. Sie tun das, weil hinter ihnen die islamitischen walimu (Lehrer) stecken, die jeden Unbeschnittenen, auch den Europäer, als kafiri — Ungläubigen, Kaffer — brandmarken. Dieses Wort ist eine große Beleidigung, und die Weiber sehen es als entehrend an, sich mit einem unbeschnittenen Neger abzugeben. Der Fremdling will aber unbedingt ein Weib haben, darum läßt er sich beschneiden und auch deswegen, um nicht weiter beschimpft und verachtet zu werden. Durch die Beschneidung ist er auf einmal emporgestiegen, er darf in die Moschee und ist ein angesehener Islam, und auch er darf auf die Unbeschnittenen mit Verachtung herabsehen. So gewinnt der Islam immer mehr an Ansehen, und Syphilis und Aberglauben und Verachtung der Europäer wachsen mit dem Islam zum Schaden der Kolonie."

Aus dem Gebiet nördlich zwischen Daressalam und Pangani berichtete die D.-O.-A.-Zeitung über die dortigen Arbeiterverhältnisse, dieselben seien auch deswegen besonders schwierig, weil die Beschaffung von Weibern für die Arbeiter so schwierig sei. Es wird weiter in Daressalam gelegentlich offen ausgesprochen, wenn man Arbeiter dauernd halten wolle, müsse man im Arbeiter-Kambi (Lager) ein öffentliches Weiberhaus bauen.

Diese Darstellung des Wesens des ostafrikanischen Islam muß genügen. Mir fehlt hier der Raum, die Ausdehnung des Islam durch die ganze Kolonie zu schildern, ich will nur andeuten, daß in den entlegensten Eingeborenendörfern die Walimu Schulen und Moscheen errichten, und daß die mohammedanischen Askari, Träger, Dolmetscher im Dienste der Weißen in alle Teile der Kolonie gelangen, und daß sowohl sie wie die islamischen Händler bewußt oder unbewußt diesen „Islam" verbreiten.

Das ist an dieser Stelle die Hauptsache: Daressalam ist eine mohammedanische Stadt. Und jeder farbige Zugezogene, der nicht zum „Islam" übertritt, sieht sich der Verachtung, der

Hänselei und der gesellschaftlichen Achtung ausgesetzt. Und da es als „gebildet" und „vornehm" gilt, Mohammedaner zu sein, kehren sich die meisten dem oben geschilderten Islam zu. Es ist klar, daß sie durch den Übertritt religiös und sittlich nicht gehoben, sondern ruiniert werden.*) Aber mit dieser Verderbnis paart sich ein grenzenloser Hochmut, der aus dem Bewußtsein wächst, Mohammedaner zu sein. Da bedarf es wohl keiner weiteren Erklärung dafür, daß die christlichen Missionare bei ihrer Arbeit unter diesen Menschen auf ungeheuren Widerstand treffen. Und da liegt der Grund, weswegen die Arbeit in Daressalam so lange Zeit gänzlich erfolglos zu sein schien.

Freilich ist das nicht der einzige Grund. Daressalam ist Weltstadt, man versteht dort, sich zu amüsieren. Und die Farbigen haben es den Weißen abgelauscht, das „Sich-amüsieren". Das Leben einer Hafenstadt ist immer reich an Versuchungen, denen nicht einmal Weiße standzuhalten vermögen, wieviel weniger die willensschwachen Neger. Einmal im Genußleben gefangen, sind sie schwer für das ernste Evangelium zu gewinnen. Auch da liegt ein Grund für das langsame Wachsen der Missionsgemeinde in Daressalam, und ein nicht zu unterschätzender Grund. Die Gefahr der Islamisierung ist in Kisserawe und Maneromango auch groß, und trotzdem blüht dort das Gemeindeleben auf. Wir haben es hier aber mit ländlichen Gemeinden zu tun, denen die mannigfaltigen Versuchungen der Großstadt fremd sind.

* *
*

Unentwegt im Dienst.

So stellt sich die Missionsarbeit, deren Entwicklung wir bis zum Ende des Aufstandes verfolgt hatten, in den folgenden Jahren dar als heißes Kämpfen gegen den Islam, als ein mühsames Ringen um die Seelen derer, die in Gefahr sind, im Strudel des zügellosen Genußlebens unterzugehen, als liebevoll sorgendes

---

*) Es sei hier auch auf die politische Gefahr des Islam hingewiesen. Er verkündigt die Wiederkunft des Propheten, der seine „Gläubigen" vom Joche der „Ungläubigen" (der Deutschen) befreien wird. Diese sogenannte Madhilehre war der letzte Grund des Aufstandes von 1905/06.

Hüten derer, die den Versuchungen der Großstadt ausgesetzt sind. Mochte es auch manchmal scheinen, als sollte dem nimmermüden Wirken kein Segen beschieden sein, unsere Brüder blieben unentwegt im Dienst.

Und endlich, endlich machten sich leise Anzeichen des Erfolges bemerkbar.

Missionar Kupfernagel berichtet in einem Tagebuch von 1907, daß er auf dem Ngambo einen Außenplatz unter den Wasukuma angelegt habe. Er fand Verständnis und Entgegenkommen bei ihnen, ja, den Wunsch nach einer Schule. Und auch in den Tagebüchern von Kupfernagels Nachfolger, Missionar Rosenhahn, finden sich immer wieder Mitteilungen, die von erfreulichen Erfahrungen auf dem Ngambo berichten.

Im Oktober 1909 wurde mit der Ansiedlung Daressalamer Christen auf dem Ngambo begonnen. „Die Leute gingen zu unserer Freude," so berichtet Klamroth, der nach Daressalam zurückkehrte, als Rosenhahn seinen Heimaturlaub antreten durfte, „gern auf den Gedanken ein. Auch von den auf dem Ngambo wohnenden Wasukuma zogen einige in unsere dort neu entstandene Siedelung hinüber, obwohl sie sich in den Grenzen derselben unserer Platzordnung fügen müssen (Schulzwang für Kinder, Nichtduldung von Trinkgelagen, Tänzereien und anderem heidnischen Unwesen). So beträgt die Seelenzahl der neuen Siedelung schon etwa 20, darunter 16 Getaufte. Die Leute wohnen dort einzeln zwischen ihren Feldern, die Hütten stehen etwa 50 Meter voneinander entfernt, und jede Familie soll später ihre eigene Hütte für sich haben. Die Bewohner müssen für die Hütte monatlich eine kleine Miete zahlen und haben außerdem die Pflicht, die Palmen unserer Pflanzung, soweit sie im Gebiete ihrer Äcker stehen, mitzupflegen. Wir hoffen, durch dieses Unternehmen den Gefahren, die das Stadtleben den von ihrer heimatlichen Scholle losgelösten Schwarzen bringt, entgegenarbeiten zu können. Hinter dieser Siedelung liegt — auch noch auf unserem Grundstück — die Wohnstätte der übrigen Wasukuma (ca. 50 Männer) und anderer hiesiger Eingeborenen. Für deren Wohnsitz gilt unsere Platzordnung noch nicht, doch wurden auch sie — wie früher schon — vom Missionar regelmäßig besucht, und seit der Über-

siedelung unserer Christen auf den Ngambo findet Sonntags regelmäßig Gottesdienst dort statt. Auch eine kleine Schule ist auf dem Ngambo im Entstehen begriffen." Die Aufnahme dieser Außenarbeit wäre aber wohl kaum möglich gewesen, wenn wir nicht in unserem

Martin Ganisya

einen selten tüchtigen Helfer gefunden hätten.*)

Ganisya war der Neffe eines Häuptlings im Yaostamm, der im Innern Afrikas am Njassasee seinen Wohnsitz hatte. Als er ein Knabe war, war Ostafrika noch nicht deutsch, und die Eroberer zogen so manches Mal durch das Land seiner Väter, um nicht bloß Elfenbeinzähne, sondern auch Sklaven mitzunehmen. Martins Onkel hatte sich manch schönes Geld von den Arabern geben lassen und dafür seine eigenen Untertanen an sie verhandelt. Einst sagte der Häuptling zu ihm: „Ganisya, meine Leute müssen wieder, wie alle Jahre, an die Küste ziehen, um Geschäfte zu treiben. Geh du als Diener mit. Kehrst du zurück, so erhältst du Baumwollenzeug dafür." Da freute sich Martin vor allem, weil es an die Küste ging. Dort konnte man all die Wunder der mächtigen Weißen sehen, ihre Riesenschiffe, ihre prächtigen Häuser, ihre Feuerwaffen. Viele Wochen wanderte der Zug durchs Land. An der Küste angelangt, besuchten sie manchen Laden, bis Martins Leute ihn in einem Tabakladen stehen ließen und sagten: „Warte hier! Wenn unsere Geschäfte zu Ende sind, holen wir dich wieder ab." Stunde um Stunde verging, und niemand holte ihn. Da merkte er zu seinem Schrecken, daß seine eigenen Leute ihn als Sklaven verkauft hatten. — „Nie werde ich meine Heimat wiedersehen!" So schoß es ihm durch den Sinn. Aber Gott hatte andere Gedanken mit ihm. In den nächsten Tagen schon wurde er von einem Soldaten unserer deutschen Regierung, die kurz zuvor dort ihre Fahne aufgepflanzt hatte, befreit, auf einem Schiff nordwärts nach Daressalam gesandt und evangelischen Missionaren zur Erziehung

*) Vgl. Klamroth, Ein Christ. Wie ein ostafrikanischer Negerknabe zum Sklaven wurde, und wie er die rechte Freiheit gewann. Berlin 1910. Verlag der Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft. Preis 30 Pf.

Martin Ganiſya mit ſeiner Familie.

überwiesen. Wohl an keinem der vielen befreiten Sklavenkindern, die den Missionaren anvertraut wurden, haben sie so viel Freude gehabt, wie an Martin. Nicht lange darnach wurde er getauft, und weil ihm auch das Lernen nicht schwer fiel, so wurde er in einem Seminar zum Helfer und Lehrer erzogen. Er bewährte sich so gut, daß unsere Berliner Mission ihm zeitweilig die Station Maneromango zur Leitung übergeben konnte, und er hat dort gepredigt, unterrichtet, die Kranken besucht, den Fragenden Rat gegeben wie ein rechter Hirt seiner schwarzen Gemeinde. — Aber ganz befriedigt war er doch nicht. Endlich gestand er unserem Missionar Klamroth, daß er den brennenden Wunsch habe, seine Heimat wiederzusehen und seiner Mutter ins Auge zu schauen. So half ihm denn Klamroth zur Reise. Nach vielen Wochen erhielt er den ersten Brief, und auch Martins Frau durfte sich über einen Brief von ihrem Mann freuen. Wie lebendig konnte er von seiner Reise erzählen, wie er die Seinen an all den Stätten seines Stammes gesucht habe, bis er endlich an einem ganz andern Orte seine Brüder wiederfand und seine alte Mutter bei ihnen! Was war das für ein fröhliches Wiedersehen gewesen! — und doch war seine Freude nicht ungetrübt; denn schon in den ersten Gesprächen stellte sich heraus, daß die ganze Familie vom Ersten bis zum Letzten dem Islam anheim gefallen war! Alle Tage mußte Martin mit seinen Brüdern um den Glauben kämpfen. Da gab es ein Bitten und Streiten, ein Verspotten und Zureden ohne Ende. Sie wollten doch gar zu gern, daß ihr wiedergefundener Bruder bei ihnen bliebe und auch Mohammedaner würde. „Wir bauen dir eine Moschee,“ so sprachen sie. „Du bist so klug geworden; wir müssen ja immer zuletzt schweigen, wenn wir über die Lehre reden. So sollst du unser Lehrer sein. Wir werden ein Weib für dich besorgen. Deine Anna hat dich ja längst vergessen. Auch hast du es ja viel besser bei uns. Ihr Christen dürft nur ein Weib haben. Uns Mohammedanern sind viele Frauen erlaubt. Ihr Christen müßt viele schwere Gebote halten; bei uns ist es mit wenigen Gebeten schon getan.“ Immer wieder redeten sie ihm vor, wieviel besser und leichter es ein Mohammedaner habe als ein Christ, und Martin schrieb das alles nach Hause.

Missionar Klamroth antwortete ihm sofort, auch seine Frau und seine Freunde schrieben ihm Briefe. Sie wußten: Martin hat es schwer; aber er wird schon Treue halten. Doch wie erschraken sie, und vor allem Klamroth, als es in einem Briefe von Martin auf einmal hieß: „Ist denn Lehrer Klamroth in Europa? Wo sind die Ältesten? Warum schreibt denn mein Weib Anna nicht? Soviel Briefe habe ich Euch gesandt und nicht einen zur Antwort erhalten. Meine Verwandten sagen: Siehst du, sie haben dich in Maneromango alle vergessen. Bleib du hier! Sie drängen mich hart."

Man denke sich hinein in die Seele dieses Schwarzen! Da stand er als einziger Christ unter lauter Mohammedanern. Sein ganzer väterlicher Stamm war binnen zehn Jahren zum Islam übergetreten, seine Verwandten drohten und lockten, seine Mutter flehte. Die Christen schienen ihn vergessen zu haben, und wie hatte er sich nach dem Lande seiner Väter zurückgesehnt! Wie stark mußte sein Glaube und wie stark seine Treue sein, wenn er trotz alledem sein Christentum festhielt! Wir können uns die Sorgen des Missionars wohl vorstellen, aber auch die Freude, als es eines Tages unvermutet in Maneromango hieß: „Martin Ganisya ist wieder da!" Da wurde die Glocke geläutet, und die ganze Gemeinde kam zusammen. Martin mußte erzählen, was er erlebt hatte, und wie die Verwandten zuletzt müde geworden waren, ihn zum Abfall zu bewegen. „Denn", sprachen sie, „Leute, die ins Wasser der Kirche getaucht sind, lassen sich nicht abtrünnig machen." Da dankten die Christen Gott, der ihn an Leib und Seele behütet hatte. Und ich glaube, auch jeder Leser dieser Zeilen wird mit tief bewegtem Herzen sich des edlen Schwarzen freuen, der alles hingegeben hat für die köstliche Perle.

Von Maneromango wurde Martin nach dem Ngambo versetzt, wo er mit Freude und Segen arbeitet.

In einem Stationsbericht von 1911 heißt es: „Erfreulich ist der Schulbetrieb auf dem Ngambo. Die Schultätigkeit ist dort seit November 1909 ganz allmählich aufgenommen. Später wurde der Betrieb regelmäßiger gestaltet. Aber auch heute können wir nur dreimal wöchentlich drei Stunden unter-

richten. Die Schülerzahl betrug Ostern 16, davon sind die Hälfte Kinder. Trotz all dieser Schwierigkeiten ist es dem Helfer Martin gelungen, bis Ostern 1911 (also in $1^1/_4$ Jahren) einen Teil der Schüler schon bis zum Pensum der achten Woche des dritten Schuljahres nach unserem Lehrplane (derselbe sieht sechs Schuljahre vor) zu fördern. Im Schreiben, mit dem erst im Sommer 1910 begonnen wurde, ist das ganze Pensum des ersten Schuljahres erledigt. Das Rechnen wird den Wasukuma besonders schwer. Trotzdem sind einige bis zum Anfang des Rechnens im Zahlenraum von 1 bis 100 gekommen. Die Kenntnisse in der biblischen Geschichte sind ebenfalls befriedigend. Auch hier hat unser Helfer Martin Ganisya bewiesen, daß er der rechte Mann für diese Arbeit ist."

Hoffnung läßt nicht zuschanden werden.

O so laß denn alles Bangen,
Wirke frisch, halt mutig aus!
Was mit ihm du angefangen,
Führet er mit dir hinaus.
Und ob alles widersteht:
In Vertrauen und Gebet
Bleib am Werke deiner Hände,
So führt er's zum schönsten Ende.

Unentwegt hatten die Brüder den Samen ausgestreut. Oftmals war ihr Blick zagend übers weite Feld gestreift, auf dem kein Keim zu sprießen schien. Und immer wieder warfen sie die köstlichen Körnlein in die Furchen, und immer wieder legten sie die Hände zum Gebet zusammen, und immer wieder flehten sie den Herrn über Saat und Ernte an, doch zu segnen. Da ließ Gott den fruchtbaren Regen seiner Gnade leise niedergehen. Die Saat begann zu sprossen. Und es ward Freude in den Herzen der Säeleute.

Klamroth schreibt 1911: „Schon im Laufe des vergangenen Jahres konnten wir davon berichten, daß sich hier nacheinander eine kleine Anzahl von Leuten zum Taufunterricht gemeldet hatte. Einzelne davon sind wieder von hier verzogen, eine Soldatenfrau gab den Besuch des Unterrichts aus Absicht wieder auf. Trotzdem waren es zuletzt fünf Männer und eine Frau,

zu denen noch zwei Frauen aus Maneromango kommen, deren Männer zur Zeit hier arbeiten. Gerade die Inländer haben mir viel Freude gemacht. — Es ist auch gar nichts besonders Auffallendes mehr, wenn hier und da Nichtkatechumenen, heidnische Männer oder Frauen, mit zum Unterricht kommen. Das hatte ich hier sonst noch nicht erlebt.

An ein Tauffest hatte ich aber erst im September gedacht. Da kam der Askari Kombe vor Ostern und bat sehr dringend um die Taufe, er müßte Anfang Mai zusammen mit anderen Askari von hier fort. Er hatte früher schon etwa 8 Monate am Kilimandscharo den Taufunterricht besucht, von dort lagen

Sonntagsschule auf dem Ngambo.

keine Bedenken gegen seine Taufe vor, hier war er über 10 Monate Katechumen gewesen, kurz, ich konnte ihm die Bitte nicht von vornherein abschlagen. Ich redete mit ihm über seine Absicht und ihre Folgen, ließ dann auch noch die Ältesten sich ausführlich mit ihm besprechen. Diese waren für die Taufe. Und so stimmte ich auch zu, obwohl mehrere von den anderen Katechumenen mehr gefördert waren als er.

So hatten wir denn die Freude, daß am Sonntag Misericordias Domini (30. April 1911) nach 9 Jahren die erste Taufe eines Erwachsenen in unserer Gemeinde stattfand."

Und wie froh ist der Ton in Klamroths Jahresbericht für 1911:

„Die Daressalamer Gemeinde hat sich auch in diesem Jahre fröhlich weiter entwickelt. Wer hätte vor einigen Jahren gedacht, daß hier je soviel Katechumenen sein würden. Es sind zurzeit 13. Unter ihnen sind 4 Männer und eine Frau vom Njassa, wo sie in der Livingstonia-Mission unter dem Einfluß des Wortes Gottes standen. — — Weiter sind unter den Katechumenen 3 Jünglinge und ein Erwachsener vom Ngambo, wo sie unsere Arbeit besuchten. Ihr Kommen hat uns besonders gefreut, bedeuten sie doch den ersten sichtbaren Erfolg unserer Arbeit auf dem Ngambo, eine Frucht der treuen Arbeit Martins. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Treue die Katechumenen nach schwerer Tagesarbeit dreimal wöchentlich noch zum Unterricht kommen, und zu hören, mit welchem Eifer die Jünglinge vom Ngambo antworten. — — Eine neue Missionsgelegenheit ist uns geboten! Der Leiter der Deverschen Plantage ($4^1/_2$ Kilometer von Daressalam an der Pupustraße) schlug uns vor, unter seinen Arbeitern zu missionieren. Schon einige Male war ich dort und habe 30 Zuhörer aus allerlei Volk gehabt: Matumbi, Makua, Wakutu, Wanyamwesi, Wadschagga usw. Einen Christen aus Likoma traf ich, der nur keinen Anschluß bei uns suchte, weil er sich zu kommen scheute. Ein Katechumen der Leipziger Mission kam mir schüchtern nach und erzählte, daß er im Unterricht gewesen und nach Daressalam gekommen sei, um sich Kleider zu verdienen. — — Auch Martin hat vom Leiter die Erlaubnis erhalten, die Arbeiter zu besuchen.“

Im August 1911 wurden noch drei Männer und drei Frauen getauft.

Die Tage vom 13. bis 19. August sind für die evangelische Mission im Schutzgebiet und für unsere Arbeit in Daressalam in mehr als einer Hinsicht bedeutsam gewesen. In dieser Zeit tagte

die erste deutsch-ostafrikanische, evangelische Missionskonferenz in Daressalam.

Zum ersten Male kamen die meisten deutsch-ostafrikanischen Missionen, die Berliner, Bielefelder, Herrnhuter, Leipziger, Englisch-Kirchliche (C. M. S.) zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten

zusammen, und zum ersten Male haben auch ferner stehende Kreise von ihrer Arbeit, und zwar als einer einheitlichen, Notiz genommen. Es hängt mit der Entwicklung protestantischen Christentums und mit der Tatsache, daß die evangelische Missionstätigkeit Sache einzelner freier Gesellschaften ist, zusammen, daß die evangelische Mission dem Fernerstehenden den Eindruck heilloser Zersplitterung macht. Doch dürfte der Schein hier meist trügen. Es hat sich in den letzten Jahrzehnten zwischen den verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften herzliche Arbeitsgemeinschaft gebildet, die besonders in solchen Konferenztagen in die Erscheinung tritt. Und da liegt die Bedeutung der Daressalamer Tagung, daß weite Kreise erkennen mußten, in Deutsch-Ostafrika ist die evangelische Mission als einheitliche, wohl beachtenswerte Macht am Werk. Daß als Sitz der Konferenz Daressalam gewählt wurde, ist eine Anerkennung der Auffassung unserer Gesellschaft, die in der Arbeit in Daressalam eine der bedeutsamsten Stützen der kolonialen Missionsarbeit sieht.

Durch ein Missionsfest für Farbige, das von hunderten, auch von Mohammedanern und Heiden, besucht war, wurde die Konferenz eröffnet. Ansprachen mehrerer Missionare und eingeborener Prediger in den verschiedensten ostafrikanischen Sprachen — alle unter dem Motto, daß das Himmelreich einem Senfkorn gleich sei — gaben den Teilnehmern einen Eindruck davon, daß das Evangelium für die Kolonie als Ganzes schon eine Macht geworden sei.

Die Konferenz beschäftigte sich zunächst an der Hand eines Vortrages des Bielefelder Missionars Wohlrab mit Vorschlägen zu gegenseitiger Unterstützung in der Erforschung der heidnischen Geisteswelt und beschloß, ein der Veröffentlichung religions-wissenschaftlicher Studien dienendes Korrespondenzblatt in Daressalam erscheinen zu lassen. Dann wurde über Mittel zu besserer Fühlung der Mission mit dem übrigen Europäertum im Schutzgebiet verhandelt. Auf Grund eines Referates des Konferenzleiters Klamroth wurde auch eingehend über die Islamfrage gesprochen. Die Beratung lief in den Wunsch kräftigerer Ausgestaltung der Mission an der Küste wie an den Zentralpunkten im Innern im

Blick auf den Islam und in die Forderung aus, daß auf jedem der Arbeitsfelder der beteiligten Missionen wenigstens ein Missionar außer der Eingeborenensprache auch des Arabischen mächtig sein müsse, um unter den mohammedanischen Negern verbreitete arabische Volksliteratur verfolgen zu können. Weiter beschloß die Konferenz die Schaffung einer reichhaltigeren christlichen Suaheliliteratur, vor allem einer neuen Suaheliübersetzung des Neuen Testaments. Nach interessanten Besprechungen über Poesie und Gesang der Eingeborenen wurde auch die Schaffung eines gemeinsamen Liederbuches für die christlichen Gemeinden in Aussicht genommen.

Auch über das Suaheli-Monatsblatt „Pwani na Bara" (Küste und Inland), das im Auftrage sämtlicher deutsch-ostafrikanischen Missionen von Klamroth seit 1910 herausgegeben wird, wurden wertvolle Gedanken ausgetauscht, die für die Förderung des Blattes wichtig waren.

Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß die Konferenz der in unserer Kolonie sich kräftig entwickelnden Mission einen guten Dienst geleistet hat. Sie erfrischte und ermutigte die Missionen in der brüderlichen Gemeinschaft durch die erneute Erkenntnis: Wir kämpfen in einem Geiste unter desselben Königs Fahnen, — sie rief einen nachhaltigen Eindruck in Daressalam und drüber hinaus bei Fernerstehenden hervor und nötigte sie zu größerer Beachtung der Missionsarbeit, — sie wurde der missionarischen Tätigkeit bedeutsam, weil sie sich die Lösung wichtiger Probleme und Fragen angelegen sein ließ.

Noch einige Worte über das Monatsblatt

Pwani na Bara.

Das Blatt wird in Kisuaheli geschrieben und hat heute nahezu 1500 Leser, die über die ganze Kolonie zerstreut sind. Schon nach den ersten Nummern kam dem Herausgeber der Gedanke, ob nicht durch das Blatt, das doch Küste und Inland miteinander verbinden soll, auch zwischen den Heimatfernen an der Küste und ihren Familien im entlegenen Innern sich alte Bande wieder anknüpfen lassen sollten. Doch stellte Klamroth den Gedanken wegen mancher Bedenken zurück.

Da erhielt er einen Brief von der Insel Pemba: „Ich bin Mnyimbegu, der Sohn Muhamadis, aus der Sippe der Bagala . . .“ Dann zählte der Schreiber seine Verwandten auf, nannte seinen Geburtsort, erzählte, daß er als Sklave nach Pemba gekommen und dort Christ geworden sei; jetzt heiße er Robert Mnubi. Ein zweiter Brief lag bei von Kilindi, dem Sohn des Simba, mit ähnlichem Inhalt. Sie baten, die Briefe in Pwani na Bara abdrucken zu lassen, vielleicht würde sie ein Freund oder Verwandter in der fernen Heimat lesen und sich melden.

Nun zauderte Klamroth nicht länger. Gleich in der nächsten Nummer wurden unter einer fetten Überschrift: „Wako wapi ndugu zanagu?“ d. h. „Wo sind meine Verwandten?“ die Angaben der beiden Pembaleute abgedruckt. Und — zwei Monate darauf konnte man in Pwani na Bara lesen: „Sisi tuko hapa ndugu zako!“ d. h. „hier sind wir, deine Verwandten!“

Mbwela, der Sohn des Bamabala aus der Sippe der Bagala, der Vetter des Robert Mnubi, hatte geantwortet, und auch ein Verwandter des Kilindi war entdeckt worden. Das war ein guter Anfang.

Sicher wird der freundliche Leser dieses Erlebnis mit Interesse gelesen haben und sich über den Wert dieses Blattes, das in so praktischer Weise der Verbindung von Pwani na Bara, von Küste und Inland dient, klar geworden sein. Aber wohltuend wird es den Missionsfreund besonders berühren, daß in der Negerseele auch der edelmenschliche Zug des Heimwehs lebt, wie wir ihn schon bei Martin Ganisya kennen lernen konnten.

* * *

Das folgende Jahr — 1912 — brachte

das 25jährige Jubiläum der Station Daressalam

und damit der deutsch-evangelischen Mission im Schutzgebiet überhaupt. Es wurde am Pfingstfest gefeiert. Ich gebe hier einen Bericht aus der Feder des Missionsinspektors Axenfeld

wieder, der auf seiner Visitationsreise in jenen Tagen gerade in Daressalam weilte:

Die Synode unter dem Kreuz.

„Ob wohl je ein Jubiläum in solcher Stimmung gefeiert worden ist, wie das unsrige, das wir in diesen Tagen hier begingen? In der Berliner Mission wenigstens wüßte ich keine Station und kein Arbeitsfeld, die so von Anfang an und von Jahr zu Jahr unterm Kreuz gestanden hätten wie Daressalam und Usaramo. Als ich Anfang des Monats mit dem vereinsamten*) Bruder Klamroth von Tanga hierher fuhr und spät am Abend zu dem südlichen Kreuz aufschaute, dem unser Schiff zusteuerte, habe ich lange darüber gesonnen, warum es Gott wohl gefallen mag, gerade diesen Dienst, der das Kreuz seines Sohnes in dem Lande aufrichten möchte, das der Halbmond zu erobern im Begriff ist, immer wieder aufs neue in dem andern Sinne unter das Kreuz zu stellen. — „Auf daß die Kraft und Ehre sei Gottes und nicht der Menschen?"

Das war ein wehmütiger Empfang hier in Daressalam. Auch die Eingeborenen empfanden, was sie mit der Stationsmutter verloren hatten, und ihre schlichte Mittrauer tat uns wohl.

Die Mission hat an dieser Küste von jeher durch Todesfälle und Erkrankungen die schlimmsten Störungen erlitten. Kaum hatte einer sich in die Sprache eingearbeitet und mit den Verhältnissen vertraut gemacht, so riß ihn das Fieber hinweg oder es zwang ihn zur Rückkehr. Wenn in der Heimat früher sich manche über geringe Fortschritte der hiesigen Arbeit wunderten, so wußten sie wohl noch nicht zur Genüge, daß die Geschichte dieser Mission eine Kette von fröhlichen, eifrigen Anfängen und schmerzlichen Enttäuschungen gewesen ist. Dieser wundervolle Palmenstrand am strahlenden blauen Meer will der Arbeit des weißen Mannes nicht wohl! Ein Friedhof an ostafrikanischer Küste ist ein erschütternder Anblick. Er sieht völlig anders aus, als wir es in Deutschland gewohnt sind: Gräber alter Leute

*) Klamroths Frau war auf der Reise von Europa nach Afrika heimgegangen.

fehlen völlig, Kindergräber sind nur in ganz geringer Zahl zu finden. Die langen Reihen aber bergen lauter Männer und Frauen, die in der Blüte ihrer Jahre und in der Vollkraft des Lebens dem heißen Lande erlegen sind.

Wir kannten diese Gefahren, als wir Usaramo übernahmen. Wohl wissend, in wessen Hand unser Leben steht, wandten wir zugleich allen Fleiß daran, uns auch mit menschlichen Mitteln zu schützen. Insbesondere sollte regelmäßiger Urlaub nach verhältnismäßig kurzer Arbeitsperiode dazu helfen, die Kraft der Arbeiter zu erhalten. Gott ließ auch diese Bemühungen nicht ungesegnet, und bis heute hat uns in den 10 Jahren seit der Übernahme von Usaramo das Fieber keinen Arbeiter rauben dürfen. Wir wollen beim Rückblick nicht vergessen, Gott hierfür zu danken. Auch jetzt sind es nicht tropische Erkrankungen, sondern europäische, die mit einem Schlag unsere Arbeiterschar so schmerzlich gelichtet haben. Wollte uns Gott aufs neue davon überführen, wie gänzlich wir auf sein Erbarmen angewiesen seien?

Unsere Reise durch die Synode hatte uns in der Überzeugung vereinigt, daß in der Tat nach langen Geduldsproben für Usaramo eine Zeit des Fortschreitens und Aufblühens zu beginnen scheint.

Daressalam aber? Ein hoher Beamter erzählte mir, wie deprimierend es vor einigen Jahren auf seine Gattin gewirkt habe, als sie für ihren schwarzen Diener nach der Stunde des Taufunterrichts auf der evangelischen Mission sich erkundigte und erfuhr, daß Taufunterricht überhaupt nicht stattfinde! Es hatte sich nämlich seit Jahren kein einziger Taufbewerber gemeldet, jetzt zählen wir hier, da auch die letzten Tage neue Meldungen brachten, 31 erwachsene Taufschüler! Das hängt zum Teil mit der treuen Arbeit des Helfers Martin zusammen, der das kleine Christendorf und die Schule auf dem Ngambo leitet. Zu seinem Unterricht und dem Gottesdienst, den er am Sonntag morgen dort hält — ich entsinne mich nicht, je sonst ein so dürftiges Schul- und Gottesdienstlokal gesehen zu haben; es mußte damals durchaus gespart werden — kommen auch Leute aus den drei kleinen Sukumasiedelungen, der Nachmittagsgottesdienst in unserm

Betsal auf dem Kap war an den letzten Sonntagen so gut besucht, daß etliche Leute auf dem Boden kauern mußten, während früher nur zu viel Platz frei blieb. Auch die Morgenandachten sahen viele Teilnehmer. Das hängt mit Meister Hennkes aufblühender Handwerkerschule zusammen, die jetzt zwölf eingeborene Tischler beschäftigt, und wenn unser Anbau fertig ist, für 20 Leute Raum und reichlich Arbeit hat. Auch die Kokosplantage unter Rechnungsführer Buck entwickelt sich hoffnungsvoll. Endlich haben die Brüder in einer Schamba jenseits der Stadt eine neue und wichtige Verkündigungsstätte gefunden, und auf weitere ähnliche Anknüpfungen hoffen wir.

Wer wie ich nun bald ein Jahrzehnt mit den hiesigen Arbeitern gewartet hat, ob nicht Gott auch hier Türen auftun wolle, der kann das alles nicht sehen ohne innige Freude. Auf kargem Boden wird man für jeden Fruchtansatz dankbar. Aber wachsende Arbeitsgelegenheit fordert auch ein verstärktes Arbeiterheer, und jetzt, gerade jetzt schmilzt unser Häuflein so traurig zusammen!

Br. Krelle hat seinen längst fälligen Europaurlaub bereits um der Visitation willen überlang hinausgeschoben. Er muß jetzt schleunigst heim und muß auch in Deutschland völlig geschont werden, um sich von anstrengender Arbeit zu erholen. So bleibt Klamroth zur Zeit mit wenigen ganz jungen Brüdern allein übrig!

Am Morgen, nachdem uns dieser Verhalt, der manchen wichtigen Plan uns grausam zerstörte, klar geworden war, tröstete ich mich an dem Vers, der am Rogatesonntag in Kißerawe zur Tageslosung gehörte und mir seitdem oft durch den Sinn gegangen war: „Zion, heb am Elend an, An der Armut, an dem Staube, So ist Deine Sach getan! Habe gar nichts, aber glaube, Daß Dein HErr, der treue Seelenmann Helfen kann.“

Dann ging ich zu Klamroth und fand ihn an der offenen Bibel bei der Gideongeschichte, wie Gott das Heer, mit dem er siegen will, zu einem winzigen Häuflein zusammenschmelzen läßt.

So gingen wir in unser „Jubiläum“.

Am Pfingstsonntag durfte ich in der wunderschönen deutsch-evangelischen Kirche einer großen Gemeinde über Joh. 7, 37—39

predigen, zugleich ihr im Auftrag des Evangel. Oberkirchenrats die Grüße der Heimatkirche ausrichtend. Ich habe unseren Landsleuten aber auch nicht verschwiegen, daß die Pfingstverheißung nicht nur unser und unserer Kinder ist, sondern aller, die Gott herzubringen wird, auch — der Heiden und Mohammedaner dieses Landes.

Am zweiten Pfingsttag sollte nachmittags unser Fest für die Eingeborenen im Freien auf unserer Palmenschamba in Kißutu gefeiert werden. Um uns recht zu demütigen, ließ uns Gott am Vorabend den Schmerz erleben, daß einer der Bläser, die mit Br. Kibelka aus Kißerawe herübergekommen waren, seiner alten Versuchung zum Jähzorn erlegen und in einem Wortwechsel mit einem Goanesen tätlich geworden war, so daß ihn ein Polizist festgenommen hatte. Und diese Schande an unserem Ehrentage!

Im Freien sollte das Fest sein, aber der Himmel überzog sich schwarz mit Wolken. Bei der Missionskonferenz im Vorjahr war ein solches Fest im Freien geglückt. Würden auch diesmal Leute kommen? Schwerer lag mir auf, daß Br. Klamroth unwohl war und sich kaum auf den Beinen halten konnte. Wenn auch er jetzt erkrankte, was sollte dann aus unserm Werk hier werden? „Ach Herr, siehe doch darein!"

Als wir am Abend uns auf der Veranda wieder trafen, sprach Br. Krelle im Gebet uns allen aus der Seele, als er Gott dankte, der „den Kleinmut seiner Knechte beschämt" hatte.

Kein Tropfen Regen war gefallen. Unter den Palmen hatte sich eine große Schar eingefunden, zum Schluß gegen 300, meist Heiden und Mohammedaner, und hatte aufmerksam zugehört und gern mitgesungen. Klamroth hatte zuerst die verflossenen 25 Jahre an uns vorübergeführt mit ihren schweren Anfängen und ihren jetzigen hoffnungsvollen Ansätzen. Dann hatte Martin Ganisya an sein eigen Leben anknüpfend, erzählt, wie diese 25 Jahre diesem Lande die Befreiung von der Sklaverei gebracht haben, und hatte dann die Hörer gebeten, sich auch von der schlimmeren Sklaverei Satans durch Christi Gnade losmachen zu lassen. Der Helfer Andrea aus Kißerawe schilderte, wie Gott ihnen, den Heiden, da sie in der Finsternis der Geisterfurcht

säßen, zum Licht der Wahrheit helfen wolle. Daran knüpfte ich an und wünschte ihnen, die Grüße der Väter aus Deutschland überbringend, daß sie das große Licht nicht nur sehen, sondern, nach Jesu Wort, selbst für ihre Brüder ein Licht werden möchten.

Während ich sprach, war eine Schar von Arabern, prächtige alttestamentliche Gestalten, darunter der Wali der Stadt, herangetreten. Als ich nun als Festgeschenk die Glocke für den Ngambo — dem lieben Vater Wendland, der sich, wie wir hören, um sie so treulich bemüht hat, sei auch an dieser Stelle

Ansicht der Station Daressalam vor dem Umbau.

unser herzlicher Dank gesagt! — ankündigte und ihren Ruf deutete: „Jesus ist König, er begehrt auch dieses Landes Kinder zu seinen Untertanen," schüttelten die Araber spöttisch die Köpfe, und als nach mir Krelle den Gedanken des Königsanspruchs Jesu aufnahm, machten sie Miene zu gehen. Da rief er: „Ich will Euch eine Geschichte erzählen," und das fesselte. Nun erzählte er den Heiden und Moslems — das Gleichnis vom großen Abendmahl in afrikanischer Weise und Breite. Es war mir wichtig, zu beobachten, wie die unvergleichliche Rede Jesu auf Menschen wirkt, die sie zum ersten Mal hören. Sie wurden wie elektrisiert und gaben ihrem Befremden, ja Unwillen über

die Haltung der Geladenen lebhaftesten Ausdruck, zeitweise verwandelte sich die Erzählung in ein Zwiegespräch zwischen Krelle und der Versammlung. Als er, auf dem Höhepunkt der Erzählung angelangt, noch einmal fragte, ob sie dem Gastgeber Recht gäben, stieß ein alter Araber zwei Neger an: „Warum sagt Ihr denn nicht ja? Was der Weiße sagt, ist ja alles die Wahrheit!" Wie erstaunt waren sie aber, als sie nun erfuhren, daß das Gehörte nicht eine wirkliche Begebenheit, sondern ein Gleichnis — Jesu gewesen sei. Die Wirkung aber war doch so stark gewesen, daß alle auch der Deutung lautlos lauschten, und es schien nicht ohne Wirkung zu bleiben, als Krelle schloß: „An Jesu Tafel ist noch Raum — auch für Euch!" Wie er dann hinzufügte, daß zu der geistlichen Speise, die die Hörer empfangen, auch leibliche kommen solle, insofern jeder, der wolle, sich auf der Station eine Kokosnuß holen dürfe, war die Freude groß.

Am Pfingstmittwoch folgte endlich ein Vortragsabend für die Europäer, dem leider Br. Klamroth nicht beiwohnen konnte. Wir waren auch insofern etwas enttäuscht, als wir auf etwas stärkeren Besuch gehofft hatten. Immerhin hatten wir die Ehre und Freude, den stellvertretenden Gouverneur, den evangelischen Ortspfarrer, zwei Vertreter der katholischen Mission und eine Anzahl von Freunden unserer Sache aus der Bürgerschaft in unserer Mitte zu sehen.

Br. Krelle hielt die erste Ansprache, in welcher er einen Rückblick über die ersten 25 Jahre evangelischer Missionsarbeit in Daressalam gab, worauf ich die Ausbreitung der christlichen Mission über das ganze Schutzgebiet während desselben Zeitraumes schilderte. Darauf nahm der stellvertretende Gouverneur, Geheimrat Methner, das Wort und sprach es unumwunden aus, daß die Kaiserliche Regierung, wiewohl sie grundsätzlich über den religiösen Parteien stehen müsse, sich doch mit der christlichen Mission stark verbunden fühle. Sie begrüße es dankbar, daß die Mission mit ihrer Verfolgung rein idealer Ziele den materialistischen Tendenzen, welche so leicht auf kolonialem Boden ein Übergewicht gewönnen, wirksam entgegentrete. Es sei freudig zu begrüßen, daß die deutschen Missionsgesellschaften unbeschadet des internationalen Charakters der Missionsarbeit so kräftig in die

Arbeit des Schutzgebietes eingetreten seien, und auch in nationaler Beziehung als Helfer an der Seite der Regierung stünden. Ich erwiderte auf diese herzlichen Worte mit dem Ausdruck unseres Dankes für das stets und auch bei dieser Gelegenheit uns bewiesene Wohlwollen der Regierung, und begrüßte die Vertreter der katholischen Mission. Pastor Willerbach von der deutschen evangelischen Gemeinde sprach das Schlußwort, in welchem er die unlösliche Verbindung des deutschen Wesens mit dem christlichen Glauben hervorhob.

Das war die recht eigenartige Weise, in der wir das Pfingstfest und unser Jubiläum feiern durften. Es hat uns aufs neue gründlich davon überzeugt, daß, wie das bisher Erreichte nicht als Menschenwerk anzusehen ist, sondern als Gabe des starken Gottes an die Ohnmacht seiner Knechte, so auch das kommende Vierteljahrhundert nur eine Erfüllung des Wortes bilden wird:

„Er hilft den Elenden herrlich."

„So gewiß wir dies glauben, so gewiß werden wir es erleben."

In meiner Heimat gibt es ausgedehnte Moorflächen, auf denen des Wanderers Fuß stundenlang durch Heidegestrüpp dahinschreitet, auf denen sein schweifendes Auge nur spärliche Fichtenhaine, graue Wachholderbüsche, finstere Torfmieten und hier und da braune Tümpel entdeckt. Vielleicht, daß dann und wann eine Heidschnuckenherde das eintönige Bild belebt. Lange, lange Zeit hielt man diesen Boden für unbrauchbar. Aber neuerdings lernt man es immer mehr, den Boden zu kultivieren, ihn nutzbar zu machen, „Kolonisten" bekommen für geringes Entgelt von der Regierung, Moorparzellen überwiesen, die sie planmäßig bestellen. Aber — — es ist eine schwere, mühselige Arbeit, wohl kaum sonst ein Ackersmann braucht sein täglich Brot so hart zu verdienen, eine große, riesige Geduld braucht so ein Moorkolonist und eine zähe Hoffnung. Doch wenn jetzt der Wanderer durch die Heide streift, so grüßt ihn ab und zu eine niedrige, einfache Kate, so lacht ihm im Sonnenschein mitten im gleichförmigen Braun des Heidegestrüpps saftiges Wiesengrün, so ruht sein Blick verwundert auf fruchtbringenden Ackerfeldern, ja, so hört er wohl gar des Windes heimliche Weise im wogenden Kornfeld. Diese Wunder

haben des Kätners starke Geduld, unverdrossene Arbeit, glaubensfrohe Hoffnung dem schwierigen Boden abgerungen.

Als ich die Arbeit unserer Missionare in Daressalam schilderte, mußte ich an diese Heidjer denken. Hat sichs nicht auch da auf geistlichem Gebiet erwiesen, daß zähe Geduld, nimmer rastende Arbeit, glaubensstarke Hoffnung und ein betender Wille dem scheinbar unfruchtbaren Boden Frucht abgerungen haben? Lacht nicht aus der wüsten Umgebung eine liebliche Oase dort an Ostafrikas Küste? — — Freilich, die Lage unserer Station ist denkbar schwierig, aber auch von unschätzbarer Bedeutung für die ganze koloniale Missionsarbeit. Darum ist doppelte Arbeit, aber auch doppeltes Gottvertrauen und — — — doppelte Fürbitte nötig. Und darum soll diese Darstellung der Entwicklung unserer Arbeit in Daressalam ausklingen in die dringliche Bitte: Betet ohne Unterlaß für unsere Missionsarbeit dort an der Küste, für unsere Station Daressalam, damit sie werde

eine Stadt auf dem Berge!

Druck von
Gebrüder Jacob
Buchdruckerei
Berlin, Müllerstr. 138 d